

Als wir wieder aus dem Wolkenmeer hervorstiegen, war es gegen sieben Uhr. Um uns zu orientieren, stiegen wir hinab, aber plötzlich tauchten vor uns, hinter uns und neben uns grauweiße Rauchfegen auf: platzende Schrapnells. Ich befand mich noch immer über feindlichen Stellungen und war gerade französischer Artillerie ausgesetzt. „Teufel noch mal!“ Immer toller wurde das Feuer! Ich merkte, daß der Apparat Treffer auf Treffer bekam, aber hielt kaltblütig den Kurs weiter; dabei kam mir gar nicht in den Sinn, daß diese kleinen, spitzigen Stahlstücke Tod und Verderben bedeuteten. Da — auf einmal vor mir eine weißgelbe Feuerlöhe, die Maschine bäumt auf, gleichzeitig zuckt der Major zusammen, Blut rinnt aus der Schulter, die Bepannung der einen Tragfläche ist zerfetzt, der Motor braust und donnert zwar noch wie vordem, aber die Schraube fehlt. Eine platzende Granate hatte uns den Propeller zerschmetterert. Steil sinkt meine Maschine zur Erde. Mit Aufbietung aller Gewalt gelingt es mir, zum Gleitflug anzusetzen, und ich werfe den Doppeldecker dort unten in die Wipfel des Waldes. Krachend splintern die Äste und Baumkronen. Heftig schlage ich an die Karosserie und weiß nicht mehr, was um mich vorgeht.

Als ich wieder von meiner Bewußtlosigkeit erwache, finde ich mich neben Major G. auf dem Waldboden inmitten einer Gruppe deutscher Landwehrlente liegend. Deutsche Vorposten hatten mich als Freund erkannt und waren, nur in kleiner Zahl, in das Gehölz eingedrungen, um mich zu bergen. Major G. hatte eine schwere Verletzung der Schulter davongetragen, die seine Überführung ins nächste Feldlazarett nötig machte. Ich indes hatte mir nur eine Quetschung des Beines zugezogen und blieb nach Anlegung eines Notverbandes bei den Vorposten, um mich später mit allen möglichen und unmöglichen Transportmitteln zu meiner Truppe durchzufinden.

Fliegerbrief im Berliner Tageblatt (nach Rosen, Der große Krieg).

## 8. Ran an den Feind!

Hinter jagenden Wolkenfegen sank die Sonne blutig ins Meer. Es war am Abend des 21. September. Über der See stand ein steifer Nordnordwest; er peitschte die trägen schmutzigen Wasser der Emsmündung, daß sie mit weißen gischtigen Kämmen zischend und gurgelnd einander überstürzten. Unabsehbar weit sah man sie herankommen, wie ein Heer weißer Reitergeschwader, bis nach der holländischen Küste hinüber, die sich, vom letzten Sonnenglast umglüht, scharf gegen den Himmel abhob. Landeinwärts von Emden ging mit grauem Regenschleier eine schwere Bö nieder. Bis zum Außenhafen schob sie sich heran. Schwer klatschten die großen Tropfen auf die grauen Rüden der sechs U-Boote, die an der Mole vertaut waren, und zerprühten zu staubfeinen Sprühern. Das Wasser stieg noch immer, stark schwankten die Stangenperistope bei jeder neuen Welle, die die Flut glucksend gegen die Schiffswand warf. Unmutig zerrten und jankten die Boote stampfend an den Stahltrossen, die sie an der Mole festhielten. Sie warteten nur auf das Einsetzen der Ebbe, um mit Westnordwestkurs auf Vorposten zu gehen.